

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 20 (1952-1953)
Heft: 5

Artikel: Die grosse Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe
Autor: Häny, Arthur
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-759325>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE GROSSE STUTTGARTER HÖLDERLIN- AUSGABE

Von Arthur Häny

Was hätte Hölderlin zu einer so großartigen und umfassenden Ausgabe seiner Gedichte gesagt? Zu diesen Büchern, welche die vollkommenste philologische Leistung sind, mit welcher die Nachgeborenen sich einem toten Dichter verpflichten? Er aber, Hölderlin, war in seinem Leben ein armer Kerl, der immer mit dem Nötigsten kämpfte; und als Dichter blieb ihm fast alles Wirken versagt, sogar die bescheidene Genugtuung, seine Gedichte zusammenhängend und in würdiger Textgestalt gedruckt zu sehen. Er war genötigt, sein herrliches Gut in obskuren Musenalmanachen zu verzetteln, wo dicht daneben das schlechthin Triviale stand. Und als er mit wenig über dreißig Jahren für immer dem Wahnsinn verfiel, konnte er sich schon gar nicht mehr wehren für das Werk, und er mußte sich's gefallen lassen, daß sein Geschriebenes lange vergessen und verschollen war; wollte ihm aber ein Freund noch wohl und tat etwas für ihn, so glaubte sich ein solcher genötigt, die Verse Hölderlins «mit äußerster Schonung, aber doch hie und da zu verändern, um nur Sinn hineinzubringen». (Brief Leo von Seckendorfs an Justinus Kerner vom 7. Februar 1807.)

Ueber die Textbände, wie sie nun vorliegen, hätte Hölderlin gewiß eine bestürzende Freude empfunden, auch wenn jetzt mancher Entwurf mit aufgehoben ist, den er so unfertig nicht aus den Händen gegeben hätte. Die Lesarten-Bände aber wären ihm selber wohl ungeheuerlich erschienen; eine derart vollkommene Ehrfurcht vor dem einzelsten Dichterwort war auf keine Weise vorauszusehen. Und so darf man sagen, daß der verschollenste und dunkelste Dichter der Goethezeit uns Nachfahren vielleicht die hellsten Lichter aufgesteckt hat, uns, die wir ohne seine Verzweiflung, gesicherter scheinbar, aber auch ohne seine hohe schöpferische Begeisterung durchs Leben gehen. Und während das laute und politische Leben unserer Zeit noch immer jenseits der Bahnen des Geistes sich zu bewegen scheint, hat nun doch Hölderlins reiner Gesang den Weg zu den Guten gefunden:

Doch wenn unheilige schon
in Menge
und frech

Was kümmern sie dich
O Gesang den Reinen, ich zwar
Ich sterbe, doch du
Gehest andere Bahn, umsonst
Mag dich ein Neidisches hindern.

Wenn dann in kommender Zeit
Du einem Guten begegnest
So grüß ihn, und er denkt,
Wie unsere Tage wohl
Voll Glücks, voll Leidens gewesen.

Warum ist es so lange still um Hölderlin geblieben? Mannigfaches hat ihn verdeckt: zuerst die deutsche Klassik mit ihrem Bildungs- und Humanitätsideal. Dann die Romantik mit dem Kult individualistisch überfeinerter Gefühle. Und gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts wächst schließlich der Positivismus und Materialismus so mächtig an, daß an ein Aufkommen Hölderlins schon gar nicht zu denken ist. Dazu fehlen ihm auch noch sämtliche Voraussetzungen eines populären Dichters: zu sagen, was schon längst gesagt ist und was jeder auch schon erlebt zu haben glaubt; Stimmungen anzurufen, die «in der Zeit liegen»; und dann vor allem jegliches Schnellfertige und Banale, welches dem Leser am leichtesten eingeht, indem es ihm am wenigsten zumutet.

Auch heute noch ist er kein eigentlich populärer Dichter, auch wenn das Verständnis seit mehreren Generationen ständig gestiegen ist und vielleicht in den Jahren des Zweiten Weltkrieges seine Höhe erreicht hat. Viele wissen heute um ihn und kennen sein Schicksal in großen Zügen; aber diejenigen, die jenseits der Mode und des «Betriebes», von innen gedrängt, um sein Wort gerungen haben, sind immer noch wenige. Und es mag gut sein so: denn die wenigen werden gerne bei Hölderlins Wort verweilen, auch wenn sich die breitere Öffentlichkeit längst wieder andern Richtungen wird verschrieben haben. Und zu einem solchen Beim-Worte-Verweilen bietet die neue Ausgabe die schönste Gelegenheit.

Aber blicken wir noch kurz auf des Dichters seltsame Ruhmesgeschichte zurück. Einzelne Romantiker, wie Clemens Brentano, haben noch um 1810 (seit 1803 ist Hölderlin wahnsinnig) auf ihn hingewiesen; dann scheint er literarisch ganz tot zu sein. 1826 kommt jedoch, von Ludwig Uhland und Gustav Schwab betreut,

erstmals ein Gedichtband heraus. Eine erste «Gesamtausgabe» von Christoph Theodor Schwab kommt 1846 zustande. So verdienstlich und unentbehrlich diese Editorenarbeit auch ist, zeugt sie doch erst selten von tieferem Verständnis.

Mit Nietzsche tritt dann der Umschwung ein. Er erschütterte das «dumpfe deutsche Stubenglück» so heftig, daß überall Risse zustage traten im Geistesgebäude des 19. Jahrhunderts. In den Jahrzehnten nach Nietzsche wird es schließlich guter Ton, sich nicht mehr mit einer moralisch getönten, selbstgefälligen Bürgerlichkeit zu begnügen; die Triebe emanzipieren sich und der «Wille zur Macht». Was hat das aber mit Hölderlin zu schaffen? Nachdem einmal die Spaltung des Menschen in einen abstrakten «Geist» und eine unterworfenen und blinde «Natur» überwunden war, nachdem man also wieder versucht hatte, den Menschen irgendwie als Einheit aufzufassen, da mußte auch ein Dichter wieder ins Blickfeld treten, der es auf eine allumfassende Innigkeit abgesehen hatte, nämlich auf «einiges, ewiges, glühendes Leben». Der Mensch ist ja nach Hölderlin nicht ein «Subjekt», das aus sich selber verstanden werden könnte; er ist ein Organ des göttlichen Geistes und also verbrüdet mit der Natur und allem, was lebt in ihr.

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts nun ist Hölderlin, wohl für immer, in den Rang eines der ersten deutschen Dichter aufgestiegen. Auch die beiden Weltkriege scheinen zu seinem Verständnis beigetragen zu haben. Sie erschütterten sämtliche materiellen Sicherungen und öffneten den Blick für das Transzendente, auf welches es denn doch am Ende ankommt. Hölderlin aber hatte diese Erschütterung auf seine Weise längst vorweggenommen, als ein Mensch, der wesentlich in der Ergriffenheit durch das Göttliche gelebt und gelitten hatte. So begann nun *Norbert von Hellingrath*, der vor Verdun fiel, mit großartigem Können und hoher Intuition die historisch-kritische Ausgabe. Sie gelangte 1923 mit sechs Bänden zum Abschluß. Es war dies, wie jeder Kenner bestätigen wird, ein für jene Zeit umfassendes und mustergültiges Werk. Warum ist dann eine weitere wissenschaftliche Ausgabe überhaupt noch nötig?

Friedrich Beißner nämlich hat das Herkuleswerk noch einmal angegriffen. Und es ist unter seinen Händen zu einem philologischen Meisterwerk gediehen, das in deutschen Klassikerausgaben nicht seinesgleichen hat. Ich versuche im folgenden anzudeuten, worin die Beißnersche, die Stuttgarter Ausgabe Hölderlins, über diejenige Hellingraths hinausragt. Beißner fängt alles wieder von vorne an. Er verzichtet auf jede vorgefaßte Meinung gegenüber dem Text, den er doch von vielen früheren Druckvorlagen her

kennt. Er geht also in allem und jedem auf die Manuskripte zurück. Wo die Originale nicht erhältlich sind, macht man Photokopien. Es gelingen neue Funde, und zwischen alten, längst bekannten Texten entstehen neue Beziehungen. Zahlreiche Lesefehler, die bisher von Ausgabe zu Ausgabe mitgeschleppt worden sind, werden als solche erkannt und ausgemerzt. So lesen wir heute mit Beißner in der Hymne «Der Mutter Erde», Zeile 73, «Horde» statt «Herde» oder in der Ode «Sokrates und Alcibiades» «Jugend» statt «Tugend»: «Hohe Jugend versteht, wer in die Welt geblickt» heißt es jetzt, mit viel besserem Sinn als früher. (Die Orthographie des Dichters wird peinlich genau beibehalten, wie übrigens schon bei Hellmuth Müller.) Die Strophe «Reif sind, in Feuer getaucht...», die bisher als selbständiges Gedicht in den Ausgaben figurierte und je nach dem Geschmack des Herausgebers den oder jenen Titel bekam, vermag nun auf überzeugende Weise in die Hymne «Mnemosyne» eingereiht zu werden.

Mit dem allem sind Einzelheiten genannt, erfreuliche zwar, aber sie würden doch nicht genügen als Rechtfertigung der jahrzehntelangen Arbeit, die hier von den Württembergern geleistet worden ist und noch geleistet wird. Das prinzipiell Neue der Großen Stuttgarter Ausgabe besteht darin, daß sämtliche, auch die abgelegenen Varianten und Lesarten verarbeitet worden sind. Auf je einen Band Text kommt ein Band Lesarten. Der Unvoreingenommene mag sich fragen: Genügt denn der gereinigte Text nicht? Für den Laien und Liebhaber gewiß, für die Hölderlin-Wissenschaft aber nicht. Denn die wichtigsten Gedichte Hölderlins, die zwischen 1799 und 1803 entstanden sind, muten ebenso großartig wie dunkel an. Und vor wie vielen Fehlinterpretationen wird man doch bewahrt, wenn nicht nur der eigentliche und gültige Text gesichert ist, sondern auch der ganze Weg, auf dem es zu diesem Texte kam. Beißner beruft sich hier auf Goethe: «Natur- und Kunstwerke lernt man nicht kennen, wenn sie fertig sind; man muß sie im Entstehen aufhaschen, um sie einigermaßen zu begreifen» (an Zelter, 4. August 1803). Und so hat sich denn der Herausgeber in der Kunst geübt, «alles und nichts zu sehen». Er sieht nichts hinein, aber alles heraus. Er entwirrt die ungeheuer verknäuelten Manuskripte Hölderlins und breitet den langen Faden ihres Entstehens vor uns aus. Von den ersten Ansätzen zu einem Gedicht, den sogenannten Keimwörtern, die nach allen Seiten hin wuchern und wie wachsende Kristalle ausschießen, bis zu der vollendeten Gestalt eines Gedichtes: alles ist nun da, Wort für Wort ist aufgezeichnet, und dem Forscher damit jede denkbare Hilfe geboten.

Man wird sich nun wohl in Zukunft hüten, allzu persönliche Meinungen in Hölderlin hineinzuiinterpretieren. Die endgültigen Texte bleiben schwer, schwer im Sinne von «gewichtig» und von «schwierig». Aber vom Entstehen des Kunstwerks her fällt viel Licht auf seine schließliche Bedeutung. Hölderlin ist ganz genau deutbar. Seine dichterische Weltanschauung ist eindeutig und präzise. Und man wird sich fortan ohne die vorliegende Ausgabe gar nicht mehr wissenschaftlich mit ihm befassen können.

So ist denn also von dem Textkritiker Reißner mit vollem Recht gesagt worden, sein Verdienst um Hölderlin sei der Vergänglichkeit am meisten entrückt. Dasselbe gilt nicht unbedingt von dem Kommentator. In den Lesarten-Bänden sind dem textkritischen Material jeweiligen Erläuterungen des Herausgebers beigegeben: Erklärungen schwieriger Einzelstellen, Hinweise auf Parallelstellen innerhalb des Dichterwerkes, sehr hübsche Erörterungen des zeitgenössischen Sprachgebrauches (wer schreibt damals auch «nimmt», zweite Pluralis, für «nimmt», wer braucht «lauschen» auch transitiv, warum heißt es im Gedichte «Andenken» hinwiederum «nimmet», dritte Singularis, statt «nimmt», und so weiter). Diese Erläuterungen zeugen von einem außerordentlichen philologischen Wissen, von genauer Kenntnis der Bibel und der gesamten antiken Literatur, von ausgedehnter Belesenheit im Schrifttum der Deutschen. Dennoch wird einem nicht ganz wohl dabei. Gewiß, Hölderlin ist kein naiver Dichter gewesen, und der Interpret braucht eine gute Weile, bis er sich nur schon dasjenige angeeignet hat, wovon der Dichter zehrte: Homer, Pindar, Sophokles, die Bibel, Kant, Schiller und anderes mehr. Und trotzdem, scheint mir, fällt Reißner öfters seiner eigenen Gelehrsamkeit zum Opfer, wenn er weit ausholt mit Literaturhinweisen, wo ein genaues motivisches Erfassen des Textes vielleicht weiterhülfe. Aber selbst innerhalb des Literaturwissens ist Reißner ungleich. Er läßt vor allem die Philosophie beiseite. Daß er Heidegger nicht berücksichtigt, hat zwar seine guten Gründe. Der Philosoph des 20. Jahrhunderts kann ja wohl nicht zur Erhellung des so viel älteren Dichters dienen! Und zudem sind Heideggers Hölderlin-Interpretationen, trotz ihres großartigen Grundanliegens, vergewaltigend und monoman. Ganz anders liegt die Sache bei Kant, Schelling, Hegel. Ein intensives Kantstudium Hölderlins ist seit 1794 bezeugt. Schelling und Hegel waren Studienfreunde, und mit Hegel zumal hat ein reicher Gedankenaustausch stattgefunden. Wenn also schon Apollodor, Plotin, Suidas auftauchen in den Erläuterungen, warum nicht auch die idealistische Philosophie, eine Welt, die Hölderlin bedeutend näherstand?

Johannes Hoffmeister hat in seinem Buche «Hölderlin und die Philosophie» (Leipzig 1942) genau dargestellt, inwiefern, wann und mit welchem Erfolg sich Hölderlin bei der Philosophie Rat geholt hat. Die Beziehung war nicht sehr ergiebig für den Dichter. Die Philosophie war ihm letzten Endes artfremd in ihrer Systematik und Abstraktion. Dennoch bleibt es bezeichnend, daß Hölderlin hier überhaupt gesucht und gerungen hat, bezeichnend auch die kahlen gedanklichen Abstraktionen, die oft Ansätze zu großen Gedichten gewesen sind.

Zuletzt möchte ich noch einen durchaus naiven Gedanken aussprechen. Angesichts dieser beispielhaften Ausgabe frage ich mich: Wäre es nicht besser gewesen, wenn der Dichter die lange Reihe seiner wenig erspriesslichen Jugendgedichte vernichtet hätte? Wenn manche hoffnungslosen Papiere seiner Wahnsinnszeit nicht auf uns gekommen wären? Denn nun ist alles und jedes mit gleicher Sorgfalt behandelt, von den wundervollen Elegien bis zu irgendeiner zufälligen Eintragung in ein Stammbuch. Aber im Sinne der Wissenschaft war dies nicht zu vermeiden. Und so wünschen wir dem prächtigen Werke Glück zu einer baldigen Vollendung. Nach dem Prospekt der beiden gemeinsam arbeitenden Verlage (W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart, und J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart) soll es 1955 abgeschlossen sein.